

Sein seltsames Verhalten beunruhigte seine Mutter. Sie ahnte wohl den Grund, doch in der Angst, ihm vielleicht etwas zu enthüllen, was er noch nicht wußte, wollte sie ihren Verdacht zuvor bestätigt sehen. Eine rasche Nachforschung in seinem Zimmer sagte ihr mehr, als sie von ihrem Sohn erfahren hätte: sie fand den Brief des Sanatoriums.

Nur mühsam konnte sie sich in ihr Zimmer schleppen.

Am nächsten Morgen ließ sie ihren Sohn rufen.

„Georg“, sagte sie ihm, „ich habe dir eine ernsthafte Mitteilung zu machen.“

„Ich weiß, was du sagen willst. Ersparen wir uns doch eine Unterredung, die uns beiden nur weh tun kann,“ flehte er.

„Nein, laß mich sprechen! Es ist ein schmerzliches und erniedrigendes Geständnis, das du von deiner alten Mutter hören mußt. Aber ich liebe dich über alles, und es liegt mir mehr an deiner Gesundheit als an meiner Ehre.“

Sie nahm all ihren Mut zusammen, als sie leise und schnell fortfuhr:

„Georg, mein liebes Kind, du glaubst, eine furchtbare Erbschaft in dir zu fühlen, du fürchtest das Los jenes Mannes, dessen Namen du trägst. Beruhige dich, ich war eine untreue Gattin, dein wahrer Vater ist vor zwei Jahren gestorben. Es war unser Freund R.“

Sie verbarg ihr Gesicht in den Händen und, als ihr Sohn kein Wort erwiderte, schluchzte sie:

„Verachte mich nicht! Ich war ja damals so unglücklich mit meinem Mann! Vergib mir!“

Doch er zog ihr die Hände vom Gesicht und bedeckte sie mit Küssen:

„Erniedrige dich nicht unnütz, ich kenne dich viel zu gut, um deine fromme Lüge zu glauben. Du warst ebenso eine vorbildliche Gattin, wie du eine vorbildliche Mutter bist.“

„Du glaubst mir nicht?“

„Nein, dieses Geständnis kommt gar zu gelegen, um mich zu retten. Der Mann, den du mir als Vater beschreiben willst, ist nicht mehr da, um Zeugenschaft abzulegen, und ich wette, daß es keinen Beweis für seine Vaterschaft gibt.“

„Es ist wahr, ich habe seine Briefe verbrannt, wie er die meinen. Ich setzte ja alles daran, auch die leiseste Spur meiner Schuld zu vernichten. Meine größte Angst war, du könntest sie eines Tages entdecken. Jetzt würde ich mein Leben dafür geben, wenn ich noch einen Beweis in Händen hätte, der dich überzeugen könnte.“

Doch alle Versicherungen der armen Frau vermochten den Glauben ihres Sohnes nicht zu erschüttern.

„Ich kenne dich besser“, wiederholte er, „du bist eine Heilige.“ — —

Seine Selbstbeobachtung ließ ihn jeden Tag neue Symptome einer Geisteskrankheit erkennen. Er lebte in ständiger Erwartung der Katastrophe. Er war entschlossen, sich zu töten, sobald er die Gewißheit des Wahnsinns fühlte, und fürchtete bloß, daß sich der Übergang vom normalen Zustand zur Geisteskrankheit für ihn selbst unmerkbar vollziehen könnte. Mehrmals hatte er schon die Mündung seines Revolvers an die Schläfe gedrückt und nur der Gedanke an seine Mutter hielt ihn noch zurück.

Aus Liebe zu ihr versuchte er auch, ihr eine Beruhigung vorzutäuschen, die sie ihm aber nicht glaubte; und doch wagte sie nicht, mit ihm über die Sache zu sprechen. Es war eine furchtbare Zeit, die endete, wie sie eben enden mußte. Eines Abends fand man Georg tot in seinem Zimmer. Wie sein Vater war er dem Drang nach Selbstvernichtung erlegen.

Der Doktor hielt inne.

„Nun“, meinte nach einer Pause ein Zuhörer, „Ihre Geschichte ist nicht gerade geeignet, die Vererbungstheorie zu widerlegen.“

„Oh doch“, entgegnete der Doktor, „Seine Mutter hatte die Wahrheit gesprochen. Er war nicht der Sohn V.'s. Ich habe seinen Vater gekannt, es war ein kerngesunder, kräftiger Mann. Georg ist nicht der Vererbung erlegen, sondern der Suggestion. Er hielt sich für den Sohn eines Wahnsinnigen, und das genügte ihm, um selbst wahnsinnig zu werden.“